# Reichswehr-Literatur

## „Unsterbliche Gestalten"?

Unter dem Titel „Führertum" hat das Reichswehrministerium im Verlag E. S. Mittler & Sohn einen umfänglichen Band erscheinen lassen; „25 Lebensbilder von Feldherren aller Zeiten", in einem Wettbewerb von Reichswehroffizieren ausgearbeitet, werden darin geboten.

Dr. Groener betont zum Geleite: „Möge jeder Offizier aus diesen unsterblichen Gestalten sich Vorbilder wählen, denen nachzustreben das schönste Lebensziel bildet. Möge auch die deutsche Jugend in ihrem Ringen nach neuen Wegen nicht achtlos an diesem Buche vorübergehen."

Nur die „Rheinische Zeitung", das unter der Leitung unsers Kameraden Sollmann stehende Kölner sozialdemokratische Organ, hat bisher (in einem Leitartikel) grundsätzlichen Widerspruch angemeldet! Daraus ist ein Briefwechsel zwischen Dr. Groener und Kamerad Sollmann entstanden. „Die Kritik (der „Rheinischen Zeitung") zeigt", so schreibt Groener, „meiner Ansicht nach einen bedauerlichen Mangel an historischer Einsicht, besonders an der Stelle, wo angedeutet wird, die Arbeit des Feldherrn richte sich auf ein materielles Ziel." Sollmann hebt demgegenüber hervor, daß es bedauerlich und ein schwerer Erziehungsfehler sei, wenn man den jungen Offizieren ein Buch „Führertum" überreiche, das lediglich militärische Charaktere als Vorbilder aufzeige. Er meint, „auch Helden am Friedenswerk müßten den jungen Offizieren als große Führer des Menschentums nahegebracht werden." Kamerad Sollmann schließt: „Für diesen Standpunkt hoffe ich gerade bei Ihnen, Herr Reichswehrminister, Verständnis zu finden, der Sie bemüht sind, die Kluft zwischen Heer und Arbeitsvolk zu überbrücken, eine Aufgabe, die noch lange nicht gelöst ist und Verstehenwollen in beiden Lagern voraussetzt."

Auch wir sehen die Kluft; leider ist gerade auch das neue Reichswehrbuch ein Beweis dafür, daß diese Kluft nicht schmäler geworden ist. Leider auch wird „in ihrem Ringen" eine zukunftssichere deutsche Jugend an diesem Buche bestimmt vorübergehen — aus dem einfachen Grunde, weil die weit überwiegende Mehrheit der zum Vorbild gegebenen „unsterblichen Gestalten" nichts mehr oder lange nicht genug des Vorbildlichen und Begeisternden bietet.

Was soll ein junger Deutscher von heute mit dem vorchristlichen Griechen Epaminondas anfangen? In der Sammlung „Führertum" betont der Bearbeiter, der übrigens in der militärischen Fachliteratur mit mancher vernünftigen Darlegung hervorgetretene Reichswehroberst W. Muff, einleitend selbst, daß seine Gestalt aus dem Dunkel der Geschichtslegenden „nur in spärlichen Umrissen" überliefert sei. Heute ist wissenschaftlich unbestritten, daß die geschichtliche Ueberlieferung, zumindest aus alten Zeiten, im großen und ganzen doch nur ist „une fable convenue", zu deutsch: eine fromme Lüge. Fromme Geschichtslügen forderte zur Wahrung des „Prestige" noch nach 1870/71 der Feldmarschall v. Moltke von der amtlichen Kriegsgeschichtsschreibung. In einem sonst recht sympathischen Lebensbild dieses Moltke bringt das „Führertum" selbst Geschichtslügen, wenn es beispielsweise preist, wie Moltke in den Tagen von Metz (August 1870) die Zügel straff in Händen gehabt habe, die er, wie jeder Sachkenner weiß, in Wirklichkeit in der auffälligsten Weise hat am Boden schleifen lassen.

Was soll ein junger Deutscher oder auch ein junger Seeoffizier mit dem alten römischen Admiral Agrippa, was mit den fast noch mittelalterlichen englischen und holländischen Seebären Drake, Blake, Ruyter anfangen? Heute in einer von großen weltwirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und vielleicht auch machtpolitischen Problemen schwangern Zeit? In einer Zeit, wo Seeschlachten Artillerieschießübungen auf 20 Kilometer Entfernungen sind oder Duelle zwischen schnellen Panzerkreuzern, flinken U-Booten und Dynamit speienden Riesenfliegern?

Da wird aber der deutschen Jugend als „unsterbliche Gestalt" der als Militärarchitekt, auch als Marschall der Könige von Frankreich gewiß nicht uninteressante, in Einzelzügen auch als menschliche Persönlichkeit sympathische Vauban vorgeführt: „Kein Soldat vor oder nach ihm hat soviel Erfahrungen im Festungskrieg gewonnen wie er." Deswegen ein Vorbild als „schönstes Lebensziel"?!

Die Reichswehr hat es als ihre besondere Erziehungsaufgabe aufgefaßt, die „Tradition" Friedrich II. systematisch zu pflegen. Diese eigenwillige und nach vielen Richtungen gewiß auch außergewöhnlich begabte Persönlichkeit ist allerdings der Mann gewesen, von dem ein Großteil der schließlich zur Katastrophe übersteigerten Unruhe in der neudeutschen, in der europäischen Entwicklung herrührt. Wenige Jahre nach seinem Tode brach sein System restlos zusammen. Träger dieser amtlichen Traditionspflege und nun auch Mitarbeiter am „Führertum" ist der hierfür denkbar ungeeignete, aus dem Ludendorffschen Generalstabsbüro in die Reichswehr übernommene Oberst Friedrich v. Boettticher, der mit politischer Entgleisung noch in den letzten Jahren der Oeffentlichkeit bemerkbar geworden ist.

Am Engländer Wellington, über dessen politisch zweideutige Rolle sich 1815 Blücher und Gneisenau schärfstens beklagten, vermögen wir (im Einklang sogar mit englischen Stimmen!) keinen Funken jenes Genius zu entdecken, der ihn zum „Vorbild" berechtigen könnte. Aus dem Rahmen herauszufallen scheint uns, als ungewöhnlich tüchtige schriftstellerische Einzelleistung, nur das vom Major Erich Marcks gezeichnete Bild Napoleons I. Aber der Korse ist immerhin ein Mann, mit dem eine gewandte Feder Staat machen kann. „Der Mensch — das Maß aller Dinge!"

Den Schwedenkönig Karl XII. dagegen jugendlicher, nacheiferungswilliger Begeisterung als würdiges „Vorbild" hinzustellen, ist schon eine ausgesprochene Verirrung. Dieser von Ehrsucht zerfressene Nordlandskönig ist, mag es auch (nach Bismarcks Behauptung!) wahr sein, daß heute noch sein Bild in schwedischen Bauernhäusern hängt, das historische Paradebeispiel des sturen Militaristen. Als solcher tritt er schon in Voltaires bekannter Schilderung hervor! Selbst der Verfasser dieses „auch der deutschen Jugend" von heute dargebotenen Bildes kann an der Tatsache nicht vorbeigehen, „daß Karl XII. die Macht seiner eignen Persönlichkeit oft (!) überschätzte und sich vielfach (!!) über Zeit und Raum hinwegsetzte". Also auf seinem ureignen Gebiet (der „operativen" Führung) oft genug ein Stümper!

## Blindheit für deutsche Größe.

Am bedenklichsten für den geistigen Grundzug des Reichswehroffizierskorps von heute scheint uns aber das im Reichswehrbuch gebotene Lebensbild Gneisenaus zu sein. Gneisenau*) allerdings ist ein Mann, der auch von uns und unsrer Jugend trotz seiner vielfältigen Gebundenheit an die damaligen Verhältnisse wärmste Anteilnahme verdient. Hier hätte in der Schaffung des Bildes eine Brücke zu unsrer Zeit geschlagen werden können. Wie Gneisenau den Rückzug 1806 schildert! „Das war ein Greuel! Tausendmal lieber sterben, als dies wieder erleben! Aber, aber, unsre Generale und Gouverneure — —!" Die Generale und Gouverneure fallen im Reichswehrbuch unter den Tisch. Gneisenau ist es gewesen, der mit seinen Freunden die noch um 1806 (!!) in Preußen gegen deutsche Landeskinder im Soldatenrock erbarmungslos gehandhabte Prügelstrafe beseitigte! Davon liest man im Reichswehrbuch nichts. Gneisenau ist es gewesen, der 1807 eine Erneuerung herbeiführen hilft, unter anderm durch Bildung der Untersuchungskommission die auch die für den militärischen Zusammenbruch der letzten Jahre Verantwortlichen rücksichtslos gepackt hat. Scharfe Urteile, selbst Todesurteile (!) gegen hochgestellte Offiziere, sind damals ausgesprochen worden. Schade, daß man bei uns nicht auch gegen alle jene Drückeberger mit Achselstücken nach dem Kriege vorzugehen gewußt hat, von denen ein berühmt gewordener Erlaß des letzten bayrischen königlichen Kriegsministers den Mantel der christlichen Nächstenliebe noch im Sommer 1918 schon wegzuziehen begonnen hatte. Rücksichtslos ward 1807 ein Massenabbau von Offizieren durchgeführt. Offizieren wurde dann schon der Gehalt völlig gestrichen, wenn nur ihre Ehefrauen Privatvermögen hatten!

Gneisenau verlangte Volksvertretung; 1808 schon fordert er im Prinzip jenes Wahlrecht, das noch 1917 die um Ludendorff und Nikolai nach dem Rat ihrer großindustriellen Einpeitscher mit allen Mitteln zu verhindern strebten. Es ist eine geniale Voraussicht künftiger Entwicklungen, wenn Gneisenau schon 1808 vorschlägt, daß der König eine Volksvertretung berufe, um ihr die Entscheidung anheim zu geben, ob sie die Lasten des Friedensvertrags übernehmen könne und wolle. Selbst Napoleon werde sich dieser Stimme nicht entziehen können! In glänzenden Denkschriften hat er damals sein Herz eröffnet; er ist überzeugt, daß Deutschland damals, 1806, nur deswegen so tief habe sinken müssen, damit „aus demselben Deutschland, wo eine religiöse Freiheit aufblühte, die politische zugleich mit der Veredelung der Völker, die nur in ihrer wechselseitigen Unabhängigkeit gedeihen könne, ausgehe". Gneisenau erkennt auch, im Gegensatz zu der Schlieffenschule, die uns den belgischen Neutralitätsbruch beschert hat, das Sittengesetz für die Staatspolitik an. Er ist nicht der Ansicht Steins, daß gegen „Verruchtheiten und Gewalttätigkeit" jedes Mittel recht sei; als 1808 Stein den König zur Konvention mit Frankreich gewinnt, widerspricht er (mit Scharnhorst und seinen Freunden): der bevorstehende Kampf für die gerechte Sache dürfe nicht von vornherein durch einen Vertragsbruch befleckt werden. Den nationalistischen Ueberschwung Schills lehnt er ab.

Der russische Kriegsplan für 1812 stammt von ihm. Damals schon ist (1812) dem Imperialisten Napoleon der Todesstoß versetzt worden. Gneisenau verficht den Gedanken der Miliz. War schon für die Landwehr die Beförderung der Offiziere bis zum Hauptmann aufwärts einem Kreisausschuß übertragen gewesen, so wurden auch im „Schutzausschuß" des Landessturms Bürgern und Bauern gewichtige Rechte gewährt. Der spätere Sieg der Reaktion war auch ein Sieg über Gneisenau, dessen vielfach bezeugte Volkstümlichkeit im Rheinland, wo er nach 1815 als Gouverneur wirkte, zu seiner geheimpolizeilichen Ueberwachung führte. Als Stein Ende 1808 gestürzt ist, hofft der heute noch in nationalistischen Kreisen als der eigentliche Volksheld ausgebotene General v. York, daß, „nachdem ein unsinniger Kopf zertreten sei, das andre Natterngeschmeiß (Gneisenau und Gefährten) sich in seinem eignen Gifte auflösen werde!" Von all dem liest man im Reichswehrbuch nichts oder nur schwächliche, schüchterne Andeutungen. Der Yorksche Junkerhaß gegen Gneisenau und vor allem gegen den westfälischen Bauernsohn Scharnhorst ist noch 90 Jahre später im Schrifttum des Grafen Schlieffen zu spüren, das (1927) Dr. Groener selbst als „Vermächtnis" der Reichswehrjugend ans Herz gelegt hat. Der Kampf gegen Napoleon ist diesem ganz aus dem Zeitrahmen heraustretenden Mann, einem wahrhaft europäischen Kopf, eine Klärung im Grundsätzlichen: „Die Welt scheidet sich ab in solche, die gezwungen oder freiwillig für Bonapartes Ehrsucht oder dagegen fechten. Auf das Gebiet der Länder scheint es dabei weniger anzukommen als auf das der Grundsätze."

Eine Fülle von gerade besonders charakteristischen Einzelzügen fehlt also am Bilde dieser Persönlichkeit, und gerade ihr Fehlen ist es, was uns für den (von der „Rheinischen Zeitung" von einem andern Gesichtspunkt her mit vollem Recht als „militaristisch" gekennzeichneten) Grundzug dieses repräsentativen Reichswehrbuchs leider so bedeutsam zu sein scheint. —

*) Siehe auch das Lebensbild „Gneisenau" in der Sammlung „Kämpfer", Band III, Verlag Schneider, Berlin 1923.

## Das Gespenst in der Bendlerstraße.

Die kritischen Erörterungen der „Rheinischen Zeitung" haben nun Herrn Dr. Groener zu der Auffassung verleitet, seine schriftstellerisch begabten Reichswehroffiziere sollten nun auch der Oeffentlichkeit noch Lebensbilder von „Helden am Friedenswerk" darbieten. Der Himmel bewahre uns davor! Wir wollen keine Literaten, sondern Berufssoldaten, die in stiller Einfügung in den ihnen gezogenen Rahmen, ohne Aufhebens zu machen, am Staat, an der Republik ebenso dienen wie Richter, Verwaltungsbeamte, Jugendbildner usf. Die schroff militaristische Tendenz des „Führertums" liegt aber darin, daß das Feldherrntum als der Angelpunkt des Weltgeschehens aufgefaßt ist. Das „Führertum" scheint uns, wir bedauern es, vermerken zu müssen, ein Beweis dafür zu sein, daß in den berufsideologisch bestimmenden Schichten unsers Reichswehroffizierskorps immer noch die Gedankenrichtung des alten preußischen Generalstabs, der Ludendorffschen Obersten Heeresleitung und schließlich noch des hierfür besonders typischen Generaloberſten v. Seeckt herrscht, dessen als Reichswehroffizier verkleideter Schützling, den ältesten Sohn des Exkronprinzen, wir hier im Bilde vorführen.

Unter dem Titel „Die Zukunft des Reiches" (Berlin 1929, Verlag für Kulturpolitik) hat Herr v. Seeckt ein politisches Bekenntnis abgelegt, das man ohne Uebertreibung als die Ausgeburt jenes objektiv grundverkehrten, subjektiv äußerst bedenklichen „feldherrlichen" Selbstbewußtseins ansprechen kann, dem im „Führertum" eine Elite unsrer Reichswehroffiziere ein Denkmal gesetzt hat. Wir beschränken uns auf Zitate — und zwar nur auf solche, die ihren grundsätzlichen Wert auch behalten, wenn sie aus dem Zusammenhang gelöst sind: „Der Hauptgegner einer gesunden Selbstverwaltung ist das Parlament". Und Schacht, der die Selbstverwaltung der Kommunen abdrosselt? „Aber haben diese hunderttausend Wähler des Wahlkreises wirklich Vertrauen zu dem bestimmten Manne? Kennen sie ihn, wissen sie, wie er zu den einzelnen politischen, wirtschaftlichen Fragen steht, über die zu urteilen er abgesandt wird?" Jeder politisch interessierte Wähler, jeder parteipolitisch organisierte d. h. an der demokratischen Willensbildung pflichtgemäß aktiv beteiligte Volksgenosse kennt selbstverständlich die Männer seines Vertrauens bis in ihre Detailauffassungen hinein. Aber kennt der hochmütig wie ein Coriolan (siehe Shakespeares dramatische Werke!) abseits stehende General diese Hunderttausend? Er kennt sie nicht. Er urteilt: „Dieses (!) Volk hat mehr zu tun, als sich mit politischen Fragen zu beschäftigen, und ist im Grunde viel lieber gut regiert, gleichviel von wem (!), und in welcher Formel (!!), als daß es viel Lust hätte, selbst zu regieren." Faschismus in Reinkultur! Hören wir weiter! „Ob das Parlament zu allen Zeiten die wirklich legitimierte Vertretung des Volkes ist, das zu beurteilen und zu prüfen ist Aufgabe der Staatsleitung, wozu ihr noch andre Mittel zur Verfügung stehen müssen als das arithmetische." Der Generaloberst a. D. hält die Regierung „dem Parlament nur insoweit verantwortlich, als dieses die Gesamtstaatsinteressen mit Sicherheit vertritt". Welches Mittel zur Lösung von Krisen kennt er? Appell an das Volk? Wahlen, Aufklärung, wenn nötig, nochmals Wahlen? Gewiß nicht! Auch diese verfassungsmäßigen, demokratischen Mittel wären zweifellos nur — „arithmetisch"!! So bleibt nur gründliche Verfassungsändrung oder die geladene Kanone, die 1927 schon Herr Seldte vor dem Reichstag auffahren zu lassen gedachte.

Wie er sich Severings Wunsch nach einer Reichspolizei vorstellt! „Es ist schwer, einzusehen, welchen Nutzen es für die Reichseinheit haben soll, wenn ein Ostpreuße auf Weisung aus Berlin in München den Verkehr regelt, oder wenn jedes vielleicht notwendige, aber jedenfalls ärgerliche „Es ist verboten!" unter dem Reichsadler steht!" Geduld! Auch die entschlossenste Reichsreform wird die Kirche beim Dorfe lassen, und wir glauben, daß mit den „Hoheitszeichen" der Länder auch Tausende von „Es ist verboten!" hinweggefegt würden.

Aber letzten Endes bezieht sich bei dem Generaloberſten, der sich fühlt als „der Meister, der jugend- und tatenfroh — Jahre sagen hier nichts — am Amboß des Tages steht", doch alles auf macht- und wehrpolitische Zusammenhänge. Nicht umsonst ist Machiavelli zitiert. Nicht umsonst ist ihm, der fast mit friderizianischem Krückstock der Reichswehr die „Tradition" beibrachte, „dieses vielgeschmähte, vielgefürchtete, vielbewunderte Preußen — das Bild des Staates an sich". So finden wir in Seeckts „Zukunft des Reiches" den gleichen roten Faden, der sich auch durch das wehrministerielle „Führertum" durchzieht. Jene jüngern, neu- und doch altpreußischen Generalstäbler, die da ihre „unsterblichen" Feldherren auf den Sockel heben, sie besitzen ganz offensichtlich nicht die tiefreichende Einsicht in die gründliche Umwandlung von Krieg und Wehrorganismus als soziologische Faktoren. Denn: verständen sie sie, so würden sie im Rahmen ihres Berufs mit ganzer Leidenschaft darüber ihre Monographien schreiben und nicht über das individualistische Antiquitätenkabinett der Epaminondas, Themistokles, Agrippa, Drake, Blake, Ruyter usw.! Genau so sieht auch der Generaloberst, obzwar er doch (wir führten es früher schon hier aus!) bei Tag und Nacht sich gegenwärtig halten müßte, wie er zufolge seiner durchaus verfehlten Strategik 1918 als rechte Hand des unheilvollen Enver-Pascha zu Konstantinopel einer der unmittelbar Verantwortlichen des militärischen deutschen Zusammenbruchs geworden ist, sich und seinesgleichen immer noch als den Mittelpunkt nationalen Schicksals: „Der nationale Gedanke ist im nationalen Heer besonders vertreten." Oder: „Nur der kleine Berufskern kann (eine „Masse des Milizheeres") zum vorbildlichen und erziehenden Element in der Stunde der Gefahr machen." Schließlich: „Das Berufsheer ist der starke Träger des nationalen Gedankens, und es erwartet, erhofft, daß im Kriegsfall ein national wollendes Volk hinter ihm zur Unterstützung steht."

Das ist die typisch altpreußische Ideologie, die auf der ganzen Welt bis heute kein Gegenstück mehr findet als höchstens in der USSR., wo ja auch die „rote Armee" oft genug gepriesen wird als „der" Bannerträger des nationalen, in diesem Fall international maskierten „Gedankens". Die Ausmerzung dieser Ideologie, als deren Dokument wir leider gleichermaßen das „Führertum" wie das Seeckt-Buch ansprechen müssen, scheint uns das eigentliche Reichswehrproblem zu sein dessen Lösung naturgemäß eine besondere Methodik erheischt.

K. M.

**Ein neudeutsches Dynastenbild**

Links auf dem nebenstehenden Bilde sieht man den ältesten Sohn des Exkronprinzen; er trägt den ihm von Doorn aus durch den Exkaiser verliehenen Roten Adlerorden IV. Klasse und den ihm ebenfalls von Holland aus verliehenen „hohen Orden vom Schwarzen Adler". Außerdem ist er in der ihm seinerzeit hinter dem Rücken des Oberbefehlshabers, des Reichspräsidenten, vom Generaloberſten v. Seeckt verliehenen Uniform eines Reichswehrleutnants. Ferner: Mackensen, der Exkronprinz und „Gefolge".

Das Photo mit dem „schwarzen" prinzlichen Reichswehrleutnant wird heute noch öffentlich verkauft.

# Phantasien über Sowjetrußland

## Von Paul Olberg (Berlin)

(Schluß.) II.

Ebenso utopisch und schädlich ist der Plan, das Riesenreich in schnellstem Tempo, unter Anwendung aller verfügbaren Gewaltmittel, mit ländlichen „Kollektivwirtschaften" zu bedecken. Nach sowjetamtlichen Angaben sollen in der Periode vom 1. Oktober 1927 bis 1. Juli 1928 18 000 neue Kollektivbetriebe entstanden sein. Aber selbst die Sowjetpresse gibt zu, daß der kollektive und soziale Charakter dieser Wirtschaften in ganz hohem Maße problematisch ist, da die Bauern den kollektivwirtschaftlichen Deckmantel benutzen, um Kredite, Betriebsmittel und sonstige Vergünstigungen zu erlangen. Durchaus zutreffend ist die Feststellung, die A. Jugow in seinem ausgezeichneten Buche „Die Volkswirtschaft der Sowjetunion und ihre Probleme" (Verlag Kaden u. Ko., Dresden) macht, daß in Wirklichkeit „weder Genossenschaften gebildet werden, die die individuellen Bestandteile der einzelnen Betriebe in genossenschaftlichen Besitz übernehmen, noch solche, die den Boden, das Inventar und den Viehbestand sozialisieren, sondern nur die primitivsten und am leichtesten aufzulösenden Unternehmungen genossenschaftlicher Natur, bei denen nur ein Teil der größten Maschinen und ein Teil des Bodens in genossenschaftlichen Betrieb genommen wird.

In schnellem Tempo, auf Befehl von oben gebildet, sind die Kollektivwirtschaften sehr unrationell aufgebaut. „Die meisten von ihnen sind Zwergunternehmungen mit einer Anbaufläche von 30 bis 60 Deßjatinen. (Eine Deßjatine = 1,093 Hektar.) Sie unterscheiden sich nur wenig von den individuellen Bauernbetrieben — — —. Nachdem sie die Vergünstigungen erlangt haben, die den Kollektivwirtschaften zuteil werden, nachdem sie unter dem Schutz dieses Aushängeschildes die schlimme Zeit des Linkskurses über sich haben ergehen lassen, kehren die Bauern zu ihrem gewohnten individuellen Kleinbetrieb zurück." (S. 155.) Mit andern Worten: die Mitglieder der Kollektivwirtschaften beteiligen sich an diesen Körperschaften nur mit einem geringen Teil ihrer Wirtschaft, indem sie dieselbe um jeden Preis auf privatwirtschaftlicher Grundlage aufrechterhalten wollen. Besonders interessant ist dabei, daß der Bauer die Vorteile der Kollektivwirtschaft zur Stärkung seiner Privatwirtschaft ausnutzt. Denn der russische Bauer ist ausgesprochen individualistisch eingestellt. Die Kollektivwirtschaft widerspricht dieser Einstellung der Bauern, welche in ihrer übergroßen Mehrheit das gefährliche Experiment Stalins auf das entschiedenste bekämpfen. Sie verschlechtert, nach der Ueberzeugung der Bauern, nicht nur ihre gegenwärtige Lage, sondern schaltet auch jede Aussicht auf eine bessere Zukunft aus, indem sie (die Kollektivwirtschaft) die Möglichkeit unterbindet, für die heranwachsende Generation eine eigne, gesunde Wirtschaft aufzubauen.

Der unmittelbare Anlaß zum Aufbau der Kollektivwirtschaften war die zunehmende Getreidenot. Nun muß die Sowjetregierung die bittere Enttäuschung erleben, daß die „sozialistischen" Kollektivwirtschaften ebenfalls ihr Getreide dem Staate nicht liefern wollen. Sie ziehen es vor, ihre Erzeugnisse auf dem Wege des Schleichhandels abzusetzen. Bemerkenswert ist, daß es sich hier, wie aus der Sowjetpresse selbst zu ersehen ist, nicht um Einzelfälle, sondern um eine Massenerscheinung handelt. Die Lage hat sich so zugespitzt, daß die „Prawda" vom 23. Oktober sich veranlaßt sieht, gegen solche Kollektivwirtschaften rücksichtslose Repressalien zu fordern. Die Sowjetzeitungen (z. B. „Kooperativnaja Shisn" vom 25. Oktober) führen drastische Fälle an, wo Streifkommandos und spezielle Arbeiterformationen Razzien veranstalten und das Getreide der Kollektivwirtschaften mit Beschlag belegen. Die „Kollektivwirtschaften" ihrerseits leisten teilweise aktiven Widerstand.

Der Diktator Stalin selbst faßte in der „Prawda" vom 7. November sein Programm folgendermaßen zusammen: „Das abgelaufene Jahr war das Jahr der großen Umkehr an allen Fronten des sozialistischen Aufbaues. Die Umkehr ging und geht vor sich im Zeichen der entschiedenen Offensive des Sozialismus gegen die kapitalistischen Elemente von Stadt und Land." Diese Offensive bedeutet die Rückkehr zum Kriegskommunismus, den Lenin im März 1921 unter dem gewaltigen Drucke der Not und des Kronstädter Matrosen- und Arbeiteraufstands liquidieren mußte. Stalin revidiert heute Lenin, nachdem seinerzeit Lenin sich selber revidiert hat. Der Gegensatz zwischen Stadt und Land verschärft sich aufs äußerste. Die Massenauswandrung der deutschen Bauern aus Rußland spricht Bände. Diese Katastrophenpolitik bewertet Dr. Grabowsky als eine „Verbindung von Sorge für den Bauern mit Sorge für den städtischen Proletarier" und „zentrales Erfassen der Situation". Aus welchen Quellen mag Dr. Grabowsky, dem zudem zureichende Sprachkenntnis abgeht, seine Kenntnisse über den Bolschewistenstaat geschöpft haben?

Offenbar hat Grabowsky zur Kennzeichnung eines Staatsmannes neue Eigenschaften entdeckt. Denn sonst ist vollkommen unbegreiflich, wieso er annehmen kann, daß Stalin ein großer Staatsmann ist. Weder Lenin noch die andern Führer des Bolschewismus, die zweifellos Stalin besser kannten als Grabowsky, haben staatsmännische oder überhaupt irgendwelche politische Qualitäten bei ihm finden können. Lenin warnte in seinem Vermächtnis ausdrücklich vor Stalin, der eine Gefahr für die Partei werden könne. Stalins Mangel an Bildung ist direkt auffallend; dies kann jeder feststellen, der in der Lage ist, aufmerksam die Artikel und Reden des Diktators zu lesen. Beim besten Willen kann man in seinen Publikationen keinen einzigen selbständigen Gedanken finden. Sie bekunden lediglich einen Fleiß auf dem Gebiete der Zitate aus Lenins Abhandlungen, die Stalin bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit anführt. Stalins Ideen? Wenn man von solchen bei ihm sprechen kann, so ist es schärfste Einstellung gegen Europa, dessen geistige Bewegungen und wirtschaftliche Entwicklung er nicht kennt. Daher möchte er Rußland von Europa isolieren und den „Sozialismus in einem Lande" verwirklichen. Nur kleinste beschränkte Geister duldet der Diktator auf verantwortungsvollen Posten, sei es im Staate, sei es in der Partei. Ohne zu bestreiten, daß Stalin der Mann des starken Willens ist, was seine einzige positive Eigenschaft darstellt, muß festgestellt werden, daß Grabowskys „Staatsmann" eine traurige Figur einer Untergangsperiode ist. (Olbergs Urteil über Stalin deckt sich bemerkenswerterweise mit dem von Professor Dr. Hoetzsch, der bekanntlich jahrelang die „Ostorientierung" seiner Deutschnationalen Partei bestimmte, der er jetzt den Rücken gekehrt hat. Hoetzsch ist von seiner letzten Rußlandreise erheblich „ernüchtert" zurückgekehrt. D. Red.)

Anstatt auf die wirklichen soziologischen und psychologischen Ursachen des gegenwärtigen Dramas des russischen Volkes, das Bolschewismus heißt, einzugehen, ergeht sich Dr. Grabowsky in mystischen Formeln über den Charakter der russischen Nation, die das wichtige Problem verschleiern. So z. B. führt er etwa folgendes aus: Der Weg des Bolschewismus zum Sozialismus sei zwar lang und schwer, aber der „Russe wählt mit Vorliebe den unbequemen Weg". Diese Behauptung ist, mit Verlaub gesagt, ebenso reiner Widersinn wie die „philosophische Betrachtung", daß die „breite Natur des Russen" der „bequemen Natur des Europäers" vorzuziehen sei. Darüber hinaus begeht Dr. Grabowsky einen unverantwortlichen Fehler im Grundsätzlichen, wenn er die Kommunistische Partei, die die Macht usurpierte, mit dem russischen Volke identifiziert. Nicht das Volk, sondern die bolschewistischen Machthaber wählten den gegenwärtigen „saueren Weg". Die völlig desorganisierten Volksmassen bekämpfen nach ihren Kräften die Herrschaft der Wenigen. Beweis dafür sind die zahlreichen Terrorakte gegen die Agenten der Staatsgewalt. Der politische Druck, der Jahrhunderte gedauert hat, verurteilte das russische Volk zur Passivität, Kultur- und Widerstandslosigkeit. Hierin schöpft der Bolschewismus seine Kraft. Dr. Grabowsky urteilt augenscheinlich über die gesellschaftliche Entwicklung Rußlands nach kranken Typen Dostojewskys, die einen Leidensweg bejahen. Im vorliegenden Fall ist diese Beurteilung ganz und gar nicht angebracht. Ueber den Europäer scheint der Verfasser sehr schlechter Meinung zu sein. Der Europäer „verfolgt (nach Dr. Grabowsky!) in der Politik die Linie des geringsten Widerstands" und „glaubt im Grunde an gar nichts". Er schlägt stets „den bequemen Weg ein", anstatt einen schweren zu suchen, wie der russische Riese es tut. Uebrigens beeilt sich Grabowsky hinzuzufügen, daß der Bolschewismus nur für Rußland „organisch sei"; dagegen sei er in Europa „unorganisch". Das würde also bedeuten, daß das russische Volk und seine Intelligenz, obwohl es doch Leute wie Tolstoi, Dostojewsky, Mendelejew, Pawlow, Tschaikowsky — um nur einige Namen herauszugreifen — hervorgebracht hat, schon von Natur dazu bestimmt seien, unterdrückt und versklavt und den schlimmsten Prüfungen der Machtpolitik ausgesetzt zu werden. Es ist angeblich eine Selbstverständlichkeit, daß die geistigen Führer des russischen Volkes und seine Vorkämpfer für Freiheit und Demokratie in Sibirien und in den Gefängnissen schmachten oder ohne Gerichtsverhandlungen erschossen werden müssen. Eine solche „Philosophie" widerspricht den Gesetzen der historischen Entwicklung Rußlands und ist vom ethischen Gesichtspunkt aus unwürdig.

Grabowskys Abhandlung steht leider auf dem Niveau der Produktion eines Literaten, der mit der Materie, die er behandelt, wenig vertraut ist. Von ihm hätte man mehr Verantwortungsgefühl für sein Auftreten erwarten können. Es ist bedauerlich, daß Grabowskys Phantasien über Rußland gerade in dem sonst so vorbildlich objektiven „Heimatdienst" Platz gefunden haben. —

# Ein Lazarettmensch erzählt ...

## Von A. L. Brenst (Ostpreußen)

### Verlorene Freunde.

Mitte Oktober 1914 kamen zwei kriegsfreiwillige Akademiker, ein stud. phil. und ein stud. theol., als Ersatz in unsre Gruppe, die wir im Schützengraben den Engländern gegenüber in Nordfrankreich lagen. Ich hatte mich den beiden angefreundet; das liegt so in meiner Art, mich an Leute heranzumachen, die mehr gelernt haben als ich, und von denen ich demzufolge noch lernen kann. Außerdem waren wir gleichaltrig. — Unsre Freundschaft war von kurzer Dauer: Mitte November wurden beide zu gleicher Zeit als Dolmetscher abkommandiert, der eine nach Brüssel, der andre nach Lille. Sie waren nun heraus aus dem Schlamassel.

In der folgenden Nacht gedachte ich ihrer bei der Grabenwache. Sie konnten sich jetzt abends in irgendeinem Franzosenquartier, bis aufs Hemd ausgezogen, in ein richtiggehendes Federbett legen und bis zum Morgen durchkoksen. Unsereiner aber kroch hier mit feuchten Lumpen am Leibe in den verlausten Unterstand, der nach Abzug der vielen Stroh- und Zeltplanschichten, die das aufsteigende Grundwasser notwendig gemacht hatte, kaum noch einen halben Meter hoch war. Und ausziehen? — Noch nicht einmal das Koppel mit den bleischweren Patronentaschen durfte man ablegen, geschweige einen Stiefel ausziehen. Immer gefechtsbereit — —! Die beiden brauchten sich nicht wie wir stundenlang längs der Grabenwand in den Lehmpatsch zu legen, um nur einigermaßen gegen die Splitter der links — rechts — vor und hinter uns einschlagenden Granaten geschützt zu sein! — Die konnten in Ruhe ihre Bedürfnisse verrichten! — Die brauchten nicht mehr in schmerzverzerrte Gesichter schwerverwundeter Väter zu blicken und deren Schrei nach Weib und Kindern zu hören! Zum Teufel! Konnte man nicht selbst Dolmetscher werden? Warum hatte mich mein Vater nicht auch auf höhere Schulen geschickt, wo ich Französisch gelernt hätte? — Nein! Ich mußte ihm ja dankbar sein, daß er als kleiner Handwerker mich nach Besuch der Volksschule ein anständiges Handwerk lernen ließ und mir nach Beendigung der Lehrzeit den Besuch einer Fachschule ermöglichte — und außerdem hatte ich ja noch einen jüngern Bruder, der doch auch etwas werden wollte. Also dem Vater konnte ich keine Vorwürfe machen. Französisch lernen — ja, aber wie?

„Französisch, Englisch — in 3 Monaten durch Selbstunterricht" hieß es in einem vielversprechenden Inserat, das ich daheim in einer Zeitung gefunden hatte. Damals hatte ich kein Interesse daran — aber jetzt! Zeit genug zum Lernen hatte man ja hier. Kaum von der Wache abgelöst, saß ich auch schon bei der schwelenden Kerze im Unterstand und bat brieflich den Vater, mir vom ersparten Gelde die Unterrichtsbriefe zu besorgen.

Die Feldpost arbeitete gut, das muß man ihr lassen. Sechs Tage später erhielt ich ein dickes Paket, die Unterrichtsbriefe! Nun mit Eifer daran gesetzt und gelernt.

### Ich lerne Französisch.

Nach je sechs Tagen Grabendienst folgten zugweise zwei Ruhetage in einem etwa acht bis zehn Kilometer hinter der Front gelegenen Dorfe, das auch noch von Zivilvolk bewohnt war. Um die Kirche herum standen die Feldküchen unsers Regiments; hier lungerten schon vom frühen Morgen ab die Kinder der armen Bevölkerung umher, um irgend etwas Eß-, Nasch- oder Rauchbares von den deutschen Soldaten zu ergattern. Sie rauchten alle schon, die kleinen Franzosen, vom zehnten Jahre aufwärts! Hier, bei diesen Kindern, verwertete ich das im Graben Gelernte, und ich wurde sehr bald ihr Freund. Legte ich doch fast meine ganze Löhnung in Schokolade und Zigaretten für meine kleinen Lehrer an. Von ihnen lernte ich die natürliche Aussprache des aus den Unterrichtsbriefen Gepaukten, und manches Wort, das nicht darin zu finden war — —. Nach zwei Monaten konnte ich mich mit dem Dorfbarbier und dem Krämer schon ganz gut unterhalten.

Einmal, am Nachmittag, überraschte mich unser Kompanieführer, ein Reserveleutnant, hinter dem Unterstande beim Lernen. „Ei, sieh da! Der Ersatzreservist X . . . lernt hier Französisch! — Was bezwecken Sie denn damit? — Warum haben Sie sich denn nicht mit den andern freiwillig zur Ausbildung im Handgranatenwerfen und am Flammenwerfer gemeldet?"

Ich schwieg. Was sollte ich auch sagen? „Zeigen Sie mal Ihr Gewehr her! — Schloß heraus!"

Genau besah er meine Knarre, zuletzt guckte er durch den Lauf. Er fand daran nichts auszusetzen und gab's mir zurück. „Wenn Sie glauben, durch Ihre Lernerei einen Etappenposten zu ergattern, dann sind Sie auf dem Holzweg! Solange ich bei der Kompanie bin, kommen Sie nicht weg!" Damit wandte er sich.

Ende Januar 15 kam unser ganzes Regiment in Ruhestellung. — Vier Wochen Ruhe — und dazu noch in französischen Privatquartieren! Das tat jedem wohl!

Wenn ich hier auch weniger zum Arbeiten in meinen Unterrichtsbriefen kam, — es wurde täglich schon wieder schwer gebimst, weil die Besuche von Wilhelm II. und andrer „Häuptlinge" angekündigt waren — so blieben doch die Spätnachmittags- und Abendstunden, um mich im Verkehr mit meinen Quartiergebern gründlich weiterzubilden. So schaffte ich es!

### Verwundet.

Als Anfang März die schöne Zeit vorbei war und wir an der berüchtigten Lorettohöhe eingesetzt werden sollten, beherrschte ich die französische Sprache. Mehr noch: Das Buch lehrte mich das Hochfranzösisch, während mir der Umgang das Verständnis und die Aussprache des „Patois", des nordfranzösischen Plattes, einbrachte.

Die grauenhaften Metzeleien an und um Notre-dame de Lorette blieben mir erspart: Auf dem Anmarschwege wurde ich mit vielen andern verwundet und kam ins Lazarett. Hier begann meine eigentliche Etappenzeit. Noch hinkend, weil meine Verletzungen noch nicht vernarbt waren, bekam ich die Aufsicht über die hier im Lazarett liegenden schwerverwundeten gefangenen Franzosen. Manche Franzosenmutter und -braut erhielt von hier aus durch meine Hand die letzten Gedanken ihres sterbenden Angehörigen übermittelt! Manch bangende Gattin samt Kindern den letzten Gruß von Mann und Vater!

Nachdem der Franzosensaal geräumt war — viele waren ihren schweren Verletzungen erlegen, der Rest nach Deutschland abtransportiert — wurde ich der Sammelkompanie in D., die in einer alten französischen Kavalleriekaserne untergebracht war, zugeteilt. Eine Mannschaftsstube im obern Stockwerk der Kaserne diente als Krankenstube für Zwangseingezogene männliche französische Zivilpersonen und war mit ihren 30 Matratzen dauernd belegt. Diese Leute hatte ich zu betreuen. Sie waren weniger krank, als daß sie für uns nicht arbeiten wollten.

### Sidi, der Türke.

Gleich der erste Tag brachte Aufregung: Als ich das Mittagessen für die Leute in der Küche faßte, warf mir der gutmütige Küchenunteroffizier in das für mich bestimmte Kochgeschirr zu der Suppe ein paar mächtige Stücke Schweinefleisch — die Leute sollten eigentlich kein Fleisch haben —. Oben angekommen, gruppierte ich meine Leute — wegen der Fleischverteilung — heute ihr — morgen ihr, usw. Ich ergriff dann, ohne eine Frage zu stellen, ein offen auf dem Tische liegendes großes Nickmesser und hieb es in das saftige Schweinefleisch. Da erhob sich blitzschnell ein bis dahin teilnahmlos am Tisch sitzender etwa 35jähriger Mensch, packte mich an die Kehle, beugte meinen Körper rücklings über den Tisch, entriß mir das Messer und hätte es mir in die Brust gerannt, wenn nicht die schnell hinzugesprungenen andern mich befreit hätten. Mit Schaum vor den Lippen wurde der Angreifer auf seine Matratze getragen. Des Rätsels Lösung? — Der Mann war Türke, strenger Muselmann, dem ja das Schwein höchst unrein ist. Als 20jähriger war er nach Frankreich gekommen und hatte hier als Arbeiter in den nordfranzösischen Kohlengruben sein Leben karg gefristet. Nach unserm Vormarsch war er als Zivilgefangener unter die andern geraten. Ich beobachtete den Mann nach dem Vorfall einige Tage, und er tat mir in der Seele leid: er lebte ausschließlich von Wasser und Brot, weil er weder die Suppe aß, in der Schweinefleisch gekocht war, noch den meist gelieferten Tee, der stets mit etwas Wein gemischt war, genoß. Den Alkohol verbot ihm ja auch sein Glaube. Das bewußte Messer rührte Sidi, so erfuhr ich seinen Namen, nicht wieder an. Beim nächsten Besuch des Oberstabsarztes verwandte ich mich für den Türken, mit dem Erfolg, daß er nach 14 Tagen in seine orientalische Heimat befördert wurde. Mit nassen Augen verabschiedete sich Sidi dankerfüllt von mir.

(Fortsetzung folgt.)

## Stahlhelmkrise

Wir haben in voriger Nummer schon auf den Krisenzustand im Stahlhelm hingewiesen. Unsre Auffassung wird jetzt bestätigt durch eine Veröffentlichung der „Politischen Wochenschrift", die um so bemerkenswerter ist, weil der Schriftleiter dieser Zeitschrift gleichzeitig Pressechef der deutschnationalen Arbeitsgemeinschaft ist. Es heißt dort:

„In der letzten Zeit ist viel von einer Krise im Stahlhelm gesprochen worden. Man hat gesagt, daß der Stahlhelm nicht länger eng verbrüdert mit Hugenberg und Hitler im Reichsausschuß sitzen könne, während der Parteigenosse Hitlers, der Abgeordnete Goebbels, unbekümmert um jene Verbrüderung, den Reichspräsidenten, der Ehrenmitglied des Stahlhelms ist, in unqualifizierbarer Weise angreife und beleidige. Es scheint, daß jene Krisengerüchte verfrüht waren, denn der Stahlhelm ist dem Reichsausschuß treu geblieben und hat überdies Erklärungen veröffentlicht, aus denen hervorzugehen scheint, daß er mit den Ergebnissen seiner bisherigen Politik zufrieden ist.

Die offene Krise ist also vermieden worden. Dies ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß es nicht nur unter den Stahlhelmmitgliedern, sondern auch in der Stahlhelmführung zu einer (sit venia verbo) geistigen Spaltung zu kommen droht. Auf der einen Seite Duesterberg und Morozowicz, die gesonnen sind, den Kelch der Hugenberg-Politik bis zur Neige zu leeren; auf der andern Seite Seldte, der gern anders möchte, aber nicht anders kann.

Der Stahlhelm war einmal eine überparteiliche Organisation. Vom Zentrum nach rechts hin fand er in allen Parteien Mitglieder, und er hätte vielleicht, wäre eine gedankenklare Führung dagewesen, mit der Zeit auf der Grundlage der Ueberparteilichkeit politisch wirksam werden können. Diese Träume sind nun dahin. Die Zentrumsleute und die Volksparteiler sind längst abgeschwommen, von der Wirtschaftspartei, der Bauernpartei und den deutschnationalen Sezessionisten drängt den Stahlhelm seine starre Bindung an Hugenberg immer mehr ab, so daß er heute schon nichts andres mehr ist als eine Truppe der Deutschnationalen Partei, deren politische Bedeutungslosigkeit nicht mehr übertroffen werden kann.

Seldte hat mehrmals versucht, diese Bindung aufzulockern. Er hat im Reichsausschuß einige Angriffe gegen Hugenberg gewagt, er hat nicht nur die Bedenken des Landbundes in der Frage des § 4 gebilligt, sondern sogar einen Kompromißvorschlag gemacht, der durch Einschaltung des Staatsgerichtshofs den Bedenken des Landbundes wenigstens bis zu einem gewissen Grad Rechnung tragen wollte. Indessen hat dieses Aufmucken gegen Hitler und Hugenberg nichts gefruchtet, und der Stahlhelm blieb, was er ist: ein zahlenmäßig und politisch unbedeutendes Anhängsel, das den Partnern aus Gründen der Firmierung erwünscht ist.

Die Ansatzpunkte einer Krise sind, wie man sieht, vorhanden. Die Niederlage ist auch nicht ausgeblieben, und die Situation spitzt sich von Woche zu Woche mehr zu. Man darf gespannt darauf sein, ob dieses Gebilde überhaupt noch den Mut zu einer Krise besitzt."

Und trotzdem träumt der Stahlhelm immer noch davon, der Kern einer großen Rechtsfront werden zu können! —